

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 20 (1916-1917)
Heft: 8

Artikel: Das Eichhörnchen
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frühling.

Es braust und jubelt der junge Föhn
aus allen Tälern und Schlüften
und überhaucht die grünenden Höh'n
mit warmen blauen Lüften.

Der Eichenbaum im kühlen Grund
reckt sich in mächtigen Träumen
und fühlt in den Tiefen stark und gesund
sein Blut wieder gären und schäumen.

Auffschließt sich nun das Veilchen auch,
leicht nickend zu seinen Füßen,
und will aus blühendem Kinderauge
das neue Leben begrüßen.

Des Vogels Seele fliegt sonnenwärts
in sicher zielenden Schwüngen,
nun muß auch das älteste Menschenherz
sich frühlingsgläubig verjüngen

und trinken das belebende Licht,
entströmend der himmlischen Quelle . . .

Blick auf zu ihr und vergiß es nicht:

Auch dir winkt die heilige Welle. Adolf Dögtlin.

Das Eichhörnchen.

Von Adolf Dögtlin.

Georg Welti, ist dir nicht wohl? Du siehst heute so blaß aus . . ."

„Doch, Herr Lehrer, mir ist ganz wohl,“ antwortete der angerufene Schüler mit verschleierter Stimme. Waller, der Lehrer, wollte nicht weiter in Georg dringen, obschon er das Gefühl hatte, der Knabe befinde sich nicht im Gleichgewicht, weder seelisch noch körperlich. Er lehnte sich eine Zeitlang nachdenklich gegen eines der hohen Fenster des einräumigen Schulhauses. Bald aber kehrte Ruhe bei ihm ein, und er schaute mit stillem Vergnügen über seine Schülerschar hinweg, die fleißig ihrer Arbeit oblag. Das Zimmer war von Morgensonne erfüllt, und das Licht glänzte auf den blonden und rötlichen Schöpfen und loderte in feinen goldenen Flämmchen um die Köcke der kleinen Knaben und Mädchen.

Plötzlich, nach einem Blick auf den See, der unter einer zarten Nebeldecke wie angeschliffenes Blei schimmernd in der Tiefe lag, rief er freudig

in die Klasse hinein: „Jeder weg, Hefte zu! Kommt an die Fenster hier! So etwas sieht man nicht alle Tage!“

„Was ist das dort, was auf unser Herrenberg zugeschwommen kommt?“

„Ein Schwan, Herr Waller!“ rief es. „Ein riesiger, weißer Schwan!“ hieß es mit dem Ausdruck großen Erstaunens.

„Ganz schön gesehen, Georg,“ sagte Waller befriedigt. „Du hast eine ganz gesunde Phantasie . . . Und wie die Wellen gleich flüssigem Silber abfließen vom Bug und leuchten über den ganzen See hin in mächtig geöffnetem Winkel!“ . . . „Ja, seht,“ fuhr der Lehrer fort, „so kann eine seltsame Beleuchtung einen alltäglichen Gegenstand, wie unsere Dampfschwalbe es ist, wunderbar umgestalten, so daß wir glauben, wir hätten ihn noch nie gesehen.“

„Und dort, und dort,“ rief ein Knabe in freudigster Überraschung, „ein Regenbogen! Mitten auf dem See! Die Schwalbe fährt just darunter hindurch.“

„Zwei find's,“ ergänzte ein anderer, „übereinandergespannt; ihre Füße verschmelzen sich!“

„Ganz recht, Kinder, dort tauchen über den beiden freisförmigen noch zwei hochgespannte elliptische auf. Sie glühen in immer wärmeren Farben und reichen weit den See hinab.“

Der Lehrer ließ die Kleinen den seltenen Vorgang unter Ausrufen des Erstaunens und Entzückens bewundern. Nun rief ein Mädchen dazwischen: „Aber, Herr Lehrer, wie gibt's denn einen Regenbogen, wenn's gar nicht regnet?“

„Ganz recht, Gritli! Das sind eigentlich keine Regenbogen, sondern Nebelbogen. Statt der Regentröpfchen sind es hier Nebelbläschen, in denen sich die Strahlen der Sonne brechen. Woher jedoch die beiden elliptischen Bogen kommen, kann ich euch nicht erklären. Es muß von einer besondern Beschaffenheit oder Stellung des Nebelwölkchens herrühren, das von der Sonne durchleuchtet wird . . . Nicht wahr, Kinder?“

„Nach langen grauen Nebeltagen

Erfüllt solch' Wunder uns mit Behagen!

Wer wollte sich über die Schöpfung beklagen?“

Der alternde Lehrer hatte es sich zur lieben Gewohnheit gemacht, eine Besprechung, Situation oder Stimmung mit einigen Reimen abzuschließen. So wußten die Kinder jetzt, woran sie waren, und begaben sich unaufgefordert an ihre Plätze zurück.

„Da ihr nun,“ hub der Lehrer, nachdem völlige Ruhe eingetreten war, die neue Stunde an, „diese Woche recht fleißig und brav gewesen seid, so wollen wir uns die letzte Stunde mit Geschichten verkürzen. Wir hätten eigentlich Naturkunde zu treiben und kämen zu der dritten Familie der

dritten Ordnung der Säugetierklasse. Aber was soll ich euch von dem schlauen Fuchs und dem gefräßigen Wolf erzählen, wieviel und was für Bähne, wieviel Behen sie an den Pfoten haben und wieviel ihr Winterpelz kostet, sintemalen wir weder Wolf noch Fuchs mehr zu sehen und zu spüren bekommen? Reden wir lieber von den Hunden, den treuen Haustieren, die zu dieser Familie gehören! Sehen wir zu, was sie uns sein können, wozu wir sie machen können, durch welche Eigenschaften sie uns ähnlich werden und wodurch wir mit ihnen verwandt sind!“ Dann trug er das Nötige vor. Zum Schluß wollte er den Kindern noch zeigen, daß die Hunde Gefühl, Willen, Überlegung, mit einem Wort Vernunft besitzen, und erzählte ihnen Hundegeschichten, die er selbst miterlebt hatte. Dann forderte er die Kinder auf, solche vorzutragen. Eines erzählte, daß es in der Zeitung gelesen, wie jüngst ein Hund in einem Nachbarort seinem Herrn das Leben gerettet habe. Dieser habe sich, auf der Heimkehr vom fernen Marktplatz begriffen, in kalter Winternacht am Straßenrand ermüdet niedergesetzt und sei vom Schlaf überwältigt worden. Der Hund sei bei seinem Herrn geblieben, habe ihn mit seinem zottigen Leib zugedeckt und ihn so vor dem Erfrierungstod gerettet.

Die Kinder waren gerührt, ihre Augen glänzten und verlangten weitgeöffnet, noch tiefer in die Wunderwelt des Tierlebens zu schauen. Der Lehrer erzählte ihnen unter atemloser Spannung, wie eben diesen Winter ein kleiner Hund dem Kinde seines Herrn das Leben gerettet habe, indem er sich im Augenblick, da dieses, auf seinem Schlitten einen Rain hinunter-sausend, unter die Räder eines die Schlittbahn kreuzenden Lastwagens geraten wollte, in plötzlicher Eingebung vor den Schlitten warf und diesen zum Stehen brachte, wobei er selber allerdings getötet worden sei, indem der Schlitten ihm sein kleines Heldenherz zerdrückte.

„Seht, Kinder,“ sagte der Lehrer, eine Betrachtung anknüpfend, „solches bewundern wir an Tieren. Sollten wir unter den Menschen diejenigen für edel halten, die nicht imstande sind, ihren Mitmenschen Treue zu beweisen oder im Notfall sogar das Leben für sie hinzuworfen? Alles Erhabene auf Erden muß durch volle Hingebung an eine große und schöne Sache oder durch Selbstaufopferung errungen werden!“

Da ließ in der hinteren Bank einer der Knaben den Kopf wie eine Last, an der er sich müde getragen, auf die Arme niederfallen, die er vor sich auf dem Tisch gekreuzt hatte, und ein krampfhaftes Schluchzen brach mit solcher Macht hervor, daß er nicht mehr dagegen aufzukommen vermochte. In der Seele des Jungen mußte es schon lange gewittert haben; jetzt war der Regen gekommen, der die Spannung auflöste. Er wälzte den Kopf förmlich auf den Armen hin und her.

„Georg Welti,“ fragte der Lehrer teilnahmsvoll und verwundert, „was hast du?“

Allein er erhielt keine Antwort. Da ging er auf den Knaben zu, legte ihm die Hand auf den Scheitel und fragte nochmals schmerzlich berührt: „Sag, Georg, was fehlt dir?“

„Es hat mich nur so übernommen . . . die Geschichte von dem Hund!“ antwortete Georg ausweichend und versuchte sich zu beherrschen.

„Ja, da muß aber doch noch etwas anderes dahinterstecken,“ sagte Waller ruhig; „willst du es mir nicht sagen, Georg?“

Der Knabe schüttelte den Kopf; aber der Lehrer wußte nicht, wie er dies auslegen sollte. „Darfst du es mir nicht sagen? . . . Vielleicht, daß ich dir helfen könnte?“

Dem liebevollen Ton des Lehrers konnte Georg nicht länger widerstehen. Und nun kam es stoßweise, unter verhaltenem Weinen aus seiner jungen Brust hervor: „O, ich wollte . . . ich könnte sterben . . . wie dieser Hund!“ In diesen Worten lag eine Welt voll Elend, die Waller den andern Kindern nicht weiter enthüllen wollte; er entließ sie deshalb mit den Worten: „So, Kinder, ihr könnt jetzt heimgehen, feiert einen schönen Sonntag und macht euern Eltern Freude!“

Als sich Georg ebenfalls entfernen wollte, legte ihm Waller die Hand auf die Schulter und zog ihn sanft mit sich zum Pult heran, setzte sich und sah ihm lang in die Augen, worauf der Knabe, wie ob einer Ungehörigkeit ertappt, sie sofort niederschlug.

„Du bist heute nicht ganz aufrichtig gegen mich gewesen, gelt?“ sagte Waller milde zu ihm. „Es fehlt dir doch irgendwo etwas!“

Es zuckte im Antlitz des bleichen Knaben. Das Wasser stand ihm in den Augen. Allein er meisterte sich und sagte scheinbar gelassen: „Ja, Herr Waller, ich war nicht ganz aufrichtig, aber . . .“

„Siehst du, Georg, das nehme ich dir gar nicht übel; denn ich weiß wohl, daß du dich nicht um deinetwillen verstellst hast.“

Da rannen dem Knaben ein paar stille Tränen aus den geschlossenen Augen.

„Es ist nicht Neugier, weshalb ich frage. Sieh, es tut mir selber im Herzen weh, wenn ich so ein junges Geschöpf leiden sehe! Die Sonne ist für alle da und ebenso das Glück; wir müssen nur den guten Willen haben, einander dazu zu verhelfen. Daß du aber unglücklich bist, habe ich seit dem Tage bemerkt, da du in meine Klasse kamst.“

Hestig zuckte es in den Augenlidern des Knaben, wie der Blitzschein bei einem Wetterleuchten auf- und niederfährt, und es quoll ein ganzer Strom von Tränen hervor.

„Hast du vielleicht nicht genug zu essen oder hast du keinen Appetit?“

„Manchmal hab' ich nichts, und manchmal mag ich nichts!“

„Warum denn magst du nicht?“

„Ach, weil es so zugeht bei uns!“

„Wirst du mißhandelt?“

„Nein, Herr Waller, ich nicht, aber ... die Mutter!“ Dabei schlug der Knabe beide Hände vor die Augen, als scheute er vor einem furchtbaren Anblick, und der Jammer der Erinnerung schütterte durch seinen schwächtigen Körper.

„Dein Vater ist doch sonst ein braver Mann, Georg!“

„Ja, und ich hab' ihn auch lieb; aber wenn er zuviel getrunken hat, dann tut er ... wie ein wildes Tier. Ich wäre schon längst davongegangen. Sogar in meinen Träumen seh' ich Blut und erlebe ich Schrecken ... Aber die Mutter ...“

„Sie tut dir leid! Du willst sie nicht verlassen! Das ist schön und recht von dir. Dir selber tut sie not; ein Mutterherz findet man nicht auf der Straße. Aber denk' auch an den Vater! Warum ist er dir lieb? Sieh', es kann mit ihm auch wieder anders werden. Gott lebt in den guten Menschen; durch diese wird die Welt gebessert. Sei du nur gut und brav, liebe deine Mutter und tue deine Pflicht gegenüber dem Vater! Die hellen Augen eines Kindes haben schon manchmal einem Alten den rechten Weg, wenn er ihm dunkel geworden, erleuchten helfen!“

Georg legte wortlos dankend seine Hand in diejenige Wallers, und dieser entließ ihn mit den tröstlichen Worten: „Ich werde sehen, was wir für dich tun können, und will, sobald ich kann, mit deiner Mutter reden.“

Auf dem Heimweg fühlte sich Georg leicht und gehoben. Ihm war, als hätte seine Seele Flügel bekommen oder als hätte sich das Herz in seinem Innern zu einem Luftball geweitet, der ihn mit sich hinauf in die reine Himmelsbläue und der Sonne zutragen wollte. Die Liebe des Lehrers hatte ihm das Gefühl seines eigenen Wertes wiedergegeben, das ihm so ganz abhanden gekommen war; er mußte es nicht, allein er fühlte es, wie ihn diese Liebe emporzog aus dem tiefen Elend seines jungen Daseins.

Unter der Tür des armseligen Häuschens stand die Mutter auf dem Zugaus und rief den heimkehrenden Sohn freudig an: „Komm schnell, Georg; es ist eine warme Suppe für dich da und ein gutes Brot!“

Die Begrüßung verfehlte ihre Wirkung bei dem Jungen. Dieser sah nur den Verband, den die Mutter um die Stirne trug; das war genug, um bei ihm die Erinnerung an die schreckliche Szene, die er am vergangenen Abend halb mitangesehen und im angstvollen Herzen ganz miterlebt hatte, wachzurufen. Er schlang seine Arme um ihren Hals und preßte seine Wange an die ihrige. So drückte er sein stummes Mitleid aus. Dann fragte er scheu: „Wo ist der Vater?“

„Er ist aus. Ich glaube, er schämt sich!“

„Wenn er nur nicht wieder so heimkommt wie gestern.“

„Dafür ist gesorgt. Er hat kein Geld mehr, und ich habe von den Wirten das Wort bekommen, daß sie ihm ohne Geld nicht zu trinken geben. Aber jetzt komm und is; du siehst ja aus wie ein Schweranker!“

Da blickte er zu ihr auf und sagte: „Und du, Mutter, du hast auch Hunger. Is mit, ich mag nicht essen ohne dich!“

„Also denn, ein paar Löffel nehm' ich schon noch.“

Sie gingen in das ärmliche Gemach, das als Wohnraum und Werkstatt diente, setzten sich an den Tisch und aßen.

Und wie die Mutter auf drei Löffel des Jungen einen schlürfte, war es ihr, als hätte sie sich noch nie so satt gegessen; denn sie sah, wie Georgs matte Augen sich mit warmem Glanz füllten. Ihr gutes Mutterherz nährte sich vom Gedeihen ihres Kindes, und so war es beiderseits eine gesegnete Mahlzeit.

Mit dem Hunger schwanden dem Knaben auch die trüben Gedanken, und er machte sich munter hinter die Aufgaben, um nachher der Mutter bei der Samstagarbeit behilflich sein zu können. Am Sonntag hatte er meist Botendienste zu verrichten für den Vater.

Die besorgte Mutter jedoch tadelte den Eifer ihres Knaben und sagte: „Jetzt gehst du mir an die frische Luft; die hast du bitter nötig.“

„Aber, Mutter,“ warf Georg ein, „zuerst kommen doch die Pflichten und dann das Vergnügen!“

„Ganz recht, Georg, das hab' ich dir immer gesagt, wie es scheint, zu oft. Du hast jetzt eine größere Pflicht gegen dich selbst... Wenn das so weitergeht, wirst du mir krank!“ Und sie betrachtete mit ängstlichem Blick die eingefallenen, blassen Wangen ihres Sohnes.

„Und wenn dann der Vater kommt und von mir Botendienste verlangt und ich bin nicht da oder ich habe meine Schularbeit noch nicht beendet...“

„Geh' jetzt nur!“

„Mutter, ich darf ja nicht!“

„Du mußt und sollst deine Erholung haben wie andere Kinder. Alles ist schon mit den Schlitten in die „Steig“ gefahren...“

„Mutter, laß mich hier!“

„Nachbars Marieli und Bethli sind auch schon fort, und ihr Papa ist mit ihnen!“

„So geh' ich denn eine Stunde oder zwei!“

„Bleib' nur, solange du magst! Da hast du noch Geld für ein Stück Brot.“

„Ist Marieli wirklich schon fort, Mutter? Sonst hätt' ich's abgeholt.“ Mit einem Schlag war Georg munter und aufgeräumt. Eilig holte er den

Schlitten vom Estrich herunter, schnürte sich die Gamaschen an, nahm das Geld vom Tisch und wollte sich davonmachen. Da sah er Blutflecken am Boden, die nicht völlig ausgewaschen werden konnten, und Ekel und Abscheu ergriff ihn.

„Ach Gott, Mutter, ich mag doch nicht!“

„Geh' jetzt nur!“ Und sie stieß ihn sachte zur Tür hinaus, umhalsste ihn und sagte: „Sei vergnügt . . . Geh' zu den Kindern, das tut dir wohl!“

Aber wie der Knabe hinaustrat auf die Straße, deren Schneedecke im Sonnenschein funkelte, war ihm, als sehe er immer dunkle Flecken vor sich hinschwimmen; die stellten ihm die Handlung seines Vaters in entsetzlicher Deutlichkeit vor die innern Augen. „Ja, er heißt nicht umsonst der blutige Schneider bei allen Leuten im Dorf. . . Ach, wie soll das enden? . . . Wie wird es der Mutter ergehen, wenn ich fort bin?“

Er ertappte sich, wie er, von geheimer Scheu getrieben, den Leuten auswich. Dann, als er an die Stelle kam, wo die „Steig“, die abschüssige Schlittenbahn der Dorfkinder, den Eisenbahndamm überquerte, schloß er sich den Nachbarskindern, mit denen er sonst so gerne zu spielen pflegte, nicht an. Er sah die beiden Gespielinnen, den Papa voran, in leuchtend blauen Kleidern, den feingemalten Schlitten die glattgebahnte Steig hinaufziehen. Ach, die gehörten einer andern Welt an, obschon sie ihn häufig zum Spielen in ihren Park herüberholten! Es war ihm, als müßten sie ihm ansehen, wovon er Augenzeuge gewesen, als dürfte er, der Sohn eines solchen Vaters, nicht mehr mit ihnen verkehren, als würden sie unrein durch ihn. Nachdem ihm die Kinder ein Stück vorausgekommen waren, schwenkte er, rasch entschlossen, in den Wald ab, um sein Weh in dessen Einsamkeit zu verbergen. Noch hörte er, wie man seinen Namen rief. Dann war es stille. Nur vereinzelt drang ein Jubelruf von draußen in die große Ruhe der Tannenwaldung hinein und weckte kaum ein Echo.

Warum er jetzt die Kinder mied, die er so sehr liebte und zu denen es ihn eigentlich hinzog? Er hatte sich Gewalt angetan, indem er sich absonderte, das fühlte er wohl. Allein, was für eine Macht hatte ihn dazu getrieben? Es wollte etwas in seinem Innern in Stücke gehen; er zerriß sich selbst, sein junges Herz zuckte in Qual. Wozu denn länger leben und sich im Elend winden, wenn das Sterben so leicht ist? . . . Heute morgen hatte der Lehrer ja erzählt, daß man sich bloß in den Schnee hinzulegen brauche, wenn man ermüdet oder hungrig sei, um leicht und schmerzlos in den ewigen Schlaf hinüberzuschlummern! Wie tief und weich und rein, unbeschritten von Menschen, lag der Schnee unter der leuchtend blauen Seidendecke des sonnigen Himmels! Würde er wohl ein schöneres Grab bekommen? . . . Er schaute hinauf zur Mittagssonne. Die Strahlen schmerzten sein Auge, das von den Tränen halb entzündet war, und wie er den Blick nun wieder senkte,

tanzen die Blutflecken vor ihm im Schnee. Plötzlich warf er sich an einer Waldecke hin und bettete sich in die weiche, kühle Matte, um das Nahen des Todes zu erwarten.

Ein süßer Schauer durchfloß ihn.

Durch die Lücken zwischen dem dunkeln Grün der Tannenzwipfel leuchtete sanft das Blau des Himmels zu ihm herab. Die Stämme der Tannen, die am Fuße braungraue Rinde trugen, liefen gegen die Mitte hin rostbraun an, um unter dem Wipfel in feurigem Rot aufzuflammen, das wiederum in den dichten Büscheln der Tannennadeln erlosch. So hatte er Zeit seines Lebens die Bäume noch nie erleuchten sehen. Das waren nun die mächtigen Totenkerzen, welche die Natur ihm spendete.

O, wie schön! Nun war er ganz Eins mit der großen Stille, aus welcher der Ersehnte kommen mußte, um ihm die Augen zuzudrücken. Sachte fielen ihm die Lider zu; es war ihm, als möchte er schlafen. Eine wohlige Mattigkeit hüllte ihn ein, und die weichen Wellen des Schlummers flossen ihm durch's Gehirn. Aber in seinen Augen hob ein wunderbares Farbenschauspiel an, das seinen Geist halb wach hielt. Weit hinten in der Ferne erstand eine Gestalt in langem, weißem Mantel, die sich langsam vom Boden erhob und, den Saum des Mantels schleifend, über das Schneefeld schritt. Jetzt trat sie in den lichten Wald ein und kam, immer größer werdend, zwischen den purpurflammenden Tannen hindurch auf ihn zu. Es war ein mächtiger Greis mit wehendem, weißem Bart; den Kopf etwas gebeugt, auf einen weißen Stab gelehnt, schritt er einher; unter den starren Brauen hervor schauten zwei große blaue Augen aus dem gefurchten, ernstesten Antlitz. Wo er schritt, da hörte alles Leben auf, brachen die Menschen zusammen. Von seinem Hauch getroffen, bedeckten sich die Büsche mit Eis und fielen die Vögel tot von den Bäumen.

Bald würde er auch ihn streifen.

Georg sah es kommen.

Dann wäre alles aus, dann wäre auch er zu ewigem Tod erstarrt.

Aber was hatte doch der Lehrer gesagt: . . . Was hat er mir gesagt?

Es dämmerte ein Gedanke in ihm auf: „Ein Nichtsnuß, der nur für sich lebt und stirbt!“ Ja, so hieß es: ein Nichtsnuß!

Georg fühlte, wie er unwillkürlich die Füße zurückzog, um aufzustehen und dem Tod zu enteilen. Oder sollte er nichts mehr haben von dem schönen Schein der Erde, der ihn trotz allem täglich lockte und immer wieder ans warme Leben fesselte? Warum wollte er so jämmerlich sterben? Nicht das armseligste Hündlein ging so schwächlich aus dem Leben! Und die Mutter!

Bei diesem Gedanken verschwand das Bild des Todes. Statt seiner beugte sich die Mutter über ihn, wie um ihn zu betten. Und wie sie ihn mit ihrem Hauch berührte, sah er auch die weiße Binde, die schief über ihre

wunde Stirn ging, und eine heiße Blutwelle quoll vom Herzen auf und durchströmte ihn. Ach, die arme Mutter!

Da schlug er die Augen auf und fand sich mitten in klarer Wirklichkeit, wo die Farben noch sonniger leuchteten als in dem Bild des Todes, das er schon geschaut hatte.

Und horch! Da huscht etwas Lebendiges über die von Schnee entblößten Stellen unter den Bäumen; es raschelt durch die den Boden bedeckende Schicht der Tannennadeln. Ein Tierchen steht vor ihm und macht possierlich das Männchen, als wollte es seinen kostbaren graubraunen Winterpelz zur Schau stellen; es äugelt ihn an und spitzt die Ohren mit den schwarzen Haarpinseln, den feinen, buschigen Schwanz mutig in die Höhe gereckt.

„Ach, ein Eichhörnchen!“ denkt Georg. „Wart, ich will dir!“ Schon will er sich erheben, um das Tierchen zu haschen. Da, schwupps! Raum hat er die Hand gerührt, fliegt es die nächste Kottanne hinauf. Jetzt hält es an, um zu sehen, ob es verfolgt werde. Es ist nichts damit. Reck nistet es sich ein im nächsten Astwinkel und blickt zu ihm hernieder, mit dem Schwanz, als ob es zum Kampfe herausfordern wollte, den Stamm peitschend.

Und „Zock, Zock!“ so spottet es den kleinen Georg aus. „Zock, Zock!“

„Wart, ich will dir!“ ruft er hinauf.

„Zock, Zock!“ schnalzt es von oben herab, als ob es sagen wollte: „Du kleiner Hansnarr!“

Wie Georg sich nicht mehr rührt — das Wunder hat ihn völlig gebannt — macht das Eichhörnchen sogar Miene, zu ihm herabzusteigen. Es probiert. Das Köpfchen erdwärts gesenkt, macht es, alle vier Pfoten zugleich loslassend, einen Sprung. Tschägg! sitzt es wieder fest. Und „Tschägg, tschägg!“ geht es abwärts, indem es mit den Krallen von allen vier Pfoten zugleich sich in der morschen Rinde festhaft. So kommt es, in schwacher Spirale um den Baum herum sich wendend und immer um seines eigenen Leibes Länge fegend, sprungweise zur Erde. Da steht es nochmals vor Georg und macht das Männchen und schnalzt und spottet.

Nun ist Georg flugs auf den Beinen. Dem Tierchen nach! Aber es ist behender als er. In Kreuz- und Quersprüngen durch den Wald, da einen Baum hinauf flink wie eine Schlange, dort wieder hinunter, aus der Ferne das Männchen gemacht ... Und „Zock, zock!“ schnalzt und spottet es lustig von einem Wipfel herunter.

So lockt ihn das Leben, so hascht er das Leben. Eine fröhliche Erregung hat sich seines Herzens bemächtigt. Das Blut strömt warm in alle Glieder hinaus und verjagt das Frösteln, das ihm eben noch ein Vorbote des Todes schien. O, ihm ist so wohl in der Seele! Noch einen Blick nach dem entflohenen kleinen Liebling, der ihm spielend seine jämmerliche Sehnsucht aus-

trieb, dann kehrt er zurück zum Lagerplatz, ergreift die Schlittenschnur und eilt zur Steig hinüber, aus den Schatten des Todes ins sonnige Leben hinein.

Er besann sich nicht lange mehr, warf sich auf den Schlitten, um die schöne Bahn, die sich die jähe Halde hinunter zum Eisenbahndamm hinabsenkte, in sausender Eile hinabzugleiten.

„Huet! Huet!“ rief er den von unten herauf ihm Entgegenkommenden zu, damit sie die Bahn freigäben und nicht mit der Gewalt des Schlittenlenkers zusammenstießen. Ganz geschickt nahm er schon das erste Mal die scharfen Windungen der Bahn, während da und dort eines der Kinder über den Straßendamm hinausgetrieben wurde und den Rain hinunterkollerte, wo das Huetrufen dann plötzlich im stäubenden Schnee erstickte.

Georg fühlt sich herrlich frei. Er fuhr dreimal die ganze Bahn hinunter und dachte schon daran, mit seinen beiden Gespielinnen Mariele und Bethli eine Schlittenpartie zu veranstalten, einen „Blißzug“, wobei er natürlich die Lokomotive geführt haben würde. Ihr Vater, der Doktor, kam seinem stillen Wunsch entgegen und forderte ihn auf zu einem solchen. „Ja, das nächste Mal,“ antwortete er munter; „es ist nur noch eine Stelle, wo ich der Weisung noch nicht ganz sicher bin.“ Und mit aufgeräumter Siegerstimmung nahm er den Schlitten unter den Sitz und sauste hinunter. Die beiden Mädchen kamen ihm, die Wangen hochgerötet, entgegengefeucht, grüßten ihn jubelnd, und Georg fühlte sich wie ein König auf seinem Thron. So sehr freute er sich auf den Blißzug, daß er nicht die ganze Strecke hinunterfuhr, sondern dort, wo unterhalb des Bahndammes das Gefäll plötzlich aufhörte, in einem Bogen in die Ebene hinaus abschwenkte, um anzuhalten. Als er wieder umkehrte, fiel der Schlagbaum, der vom Dorfbahnhof aus bedient wurde, langsam hinter ihm, und die Glocke gab ihr Warnungszeichen. Da sah er, sich umwendend, unten auf der Landstraße, wo die Schlittbahn in diese einmündet, ein Rudel Knaben, die einen unsicher schreitenden Mann umzingelten. Sie tollten um ihn herum wie um einen Bärenführer und lärmten. Dann setzten sie zu einem Schnadahüpfel-Chorus an, der den horchenden Knaben ins Herz traf:

„Und der blutige Schneider, da ist er ja schon,
Verhaut seine Frau und vertrinkt ihr den Lohn.“

Es war Georgs Vater. Er mußte also doch irgendwo zu trinken bekommen haben. Man verhöhnte seinen Vater! Er war das Gespött der Gassenbuben geworden! Schon schlüpfen einige unter dem Schlagbaum durch und umstellten Georg, der weinend auf seinem Schlitten saß und sich nicht vom Fleck rührte.

Da tönt's: „Huet! Huet!“ in zwei hellen Kinderstimmen den Rain hinunter. Die Knaben stieben auseinander, in den Straßengraben hinein. Die Bahn ist frei. Aber auf dem Bahndamm donnert eben der wirkliche Bliß-

zug einher. Die Knaben schreien auf und geben den in flatternden Mänteln herabsaufenden Kindern zu verstehen, anzuhalten. Es ist ihnen unmöglich. Im nächsten Augenblick werden sie in den Eisenbahnzug hineinfahren und von diesem zermalmt werden.

Da, ein Aufschrei! Georg erhebt sich. Was hat der Lehrer erzählt? „Der Hund warf sich vor den Schlitten!“ Georg sieht in der grellen Beleuchtung seines aufgeregten Geistes die beiden Kinderchen, in blutige Stücke zerschnitten und zerfetzt, auf dem Bahndamm liegen. Ein Gedanke durchzuckt sein Gehirn: „Sterben, o sterben für sie, wie schön!“ Mit Blikesschnelle wirft er sich vor den Schlitten der beiden Kinder. Dieser prellt mit voller Wucht gegen den zarten Leib des Knaben und wirft die Kinder ab. Der Zug rast vorbei; sie sind außer Gefahr — — —

Als Georg aus seiner Ohnmacht erwachte und seine Augen zum Licht aufschlug, war seine erste mühsam hervorgebrachte Frage: „Sind sie am Leben?“ Darauf schloß er die Augen wieder; ein schmerzlicher Zug zuckte ihm um die Lippen. Die beiden Mädchen, die sich alsbald von ihrem Schrecken erholt hatten, knieten jetzt vor ihm im Schnee und streichelten ihm Vöcken und Wangen; die Buben umstanden ihn und wußten nicht was anfangen. Der blutige Schneider eilte, plötzlich nüchtern geworden, ob der Kunde von dem Unglück, herbei und heulte wie ein Kind. Da kam von der Höhe der Doktor. Kurz ließ er sich erzählen, was geschehen war. Dann untersuchte er den Knaben, so wie er da lag, ließ seine Kutsche holen und verbrachte ihn nach Hause.

Als er Georg nach Wochen seinem Vater geheilt zuführte, fragte er diesen: „Was meint Ihr, Welti; zu einem solchen Sohn lernt man auch in eurem Alter noch hinaufsehen? Und dann bekommt man eine festere Gangart!“

„Ich hab's bereits bereut, Herr Doktor, und glaube, ich könn's jetzt für alle Zeit!“ sagte der Mann, wie wenn er seiner ganz sicher wäre.

D' Muetter.

Sit mini Muetter ist go ruebe, So chont mer mängs so eige vor. I suech si überall vergebe Ond meine doch, es sei nöd wohr.	{	Si sei no g'schwind is Dörfli g'gange Ond chöm recht bald, bald weder hei. I luege dröm dörus of 's Wegli, Ob si no niene ome sei.
---	---	---

Ach, nei, mi Muetter chont halt nüme.

Si hät üs jetz aleinig g'lo. —

Mer isch es z'mol, es hei mer nebert

Mi liebi, schöni Heimet g'no.

Traugott Schmid, Goldach (St. Gallen).
